

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Dieter Alphéo Müller

Und Gott wird trocknen alle Tränen

Geschichte einer Deportation

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2016

1. Kapitel

Es gibt keinen unvermeidlichen Krieg.

Wenn Krieg ausbricht, ist es auf das Versagen der menschlichen Weisheit zurückzuführen.

Law

Mondhelle Nacht liegt über dem Bauernland in der kahlen Landschaft, die Nacht von Sonnabend, den 30. September, auf Sonntag, den 1. Oktober 1944.

Im Schatten der Buchen summt ein deutsches Luxusauto über die Reichsstraße hinweg. Scharfkantig hebt sich die schwarze Silhouette der alten Burg gegen den Sternenhimmel ab und wirft einen dunklen Schatten auf den hellen Asphalt. Das Auto fährt hinter einer trägen Kurve nach rechts, gegenüber von der Burg zur Poortebrücke. Plötzlich knattern Schüsse, Kugeln schlagen durch die Windschutzscheibe. Der Wagen schlingert, schleudert quer über den Weg, landet an der Bachkante an einem Pfosten, an dem sonst Kähne befestigt werden.

Grau liegt die Dorfstraße in der klaren Herbstnacht. Kein Mensch ist in dieser Stunde auf der Straße, es scheint friedlich und still. Aber aus der Ferne klingt jetzt der dumpfe Knall eines Schusses herüber. Noch einer! Im Postamt, das am Dorfrand liegt, wird ein Fenster knarrend geöffnet, ein grauer Kopf schaut nach draußen und horcht.

»Noch mehr Schüsse?«

Es bleibt still.

»Dieser Krieg!«

Das Fenster wird geschlossen.

Das deutsche Auto war das Ziel. Eine Gruppe von etwa zehn Männern hat ihm auf der Straße zwischen Nijkerk und dem Dorf aufgelauert. Zwei Offiziere sterben. Der dritte Insasse des Autos, der Fahrer, kriecht verwundet vom Bach auf den nächst liegenden Hof zu. Die Bauern waren gerade ins Bett gegangen. Sie hatten gegen ihre Gewohnheit länger zusammengesessen, denn Evakuierte aus Amsterdam waren erst spät zu ihnen gekommen, weil sie an anderer Stelle im Dorf abgewiesen worden waren. Nachdem ihnen eine Bettstatt auf der Tenne zugewiesen worden war, wollten sie am Sonntagmorgen weitersehen.

Von einem leisen Laut wachte die Bäuerin auf. Sie stieß ihren Mann an, jemand klopfte gegen die Scheiben. Notdürftig bekleidet gingen die beiden zur Scheunentür und öffneten sie. Draußen stand ein deutscher Soldat, er war deutlich im hellen Licht der Vollmondnacht zu sehen. Er streckte seine Hände aus, die voller Blut und Schmutz waren. Niemand sagte ein Wort, die Bauern nicht, weil sie Angst um sich und die Evakuierten hatten, der Deutsche nicht, weil er wie betäubt von Schmerzen war. Der Bauer gab ihm zu trinken und zog ihm die Uniform aus. Sie verbanden ihn so gut es ging. Als sie fast fertig waren, verlangte der Soldat, daß der Bauer auf die nahe gelegene Straße gehen solle, um das erste deutsche Auto anzuhalten.

Es dauerte etwa zehn Minuten, bis sich ein deutscher Lastwagen näherte. Der Bauer gab ein Zeichen anzuhalten. Die Soldaten fragten, was er wolle, und er berichtete, daß einer ihrer Kameraden verwundet worden sei. Der Fahrer fragte laut aus dem Fenster: »Wie ist das passiert?«

Der Bauer konnte es ihm nicht sagen, von den Schüssen an der Brücke hatte er nichts gehört. Ein paar Männer stiegen aus dem Lkw und gingen mit ins Bauernhaus. Sie beugten sich über den Verwundeten, der wegen seiner Schmerzen zurückgeblieben war, rissen den Notverband

ab und verbanden ihn aufs neue. Das Knie hatte einen Streifschuß bekommen, außerdem sah man Verletzungen an den Händen und an der rechten Wange. Im Schein des Lämpchens, das die Bäuerin hielt, war eine Blutlache zu sehen.

Es wurde kaum gesprochen. Das einzige, was der Bauer hörte, war: »Fünfhundert Schritte . . . abgeschossen von Partisanen.« Bald darauf nahmen die Soldaten ihren Kammeraden mit. Die Bäuerin und die verängstigten Evakuier-ten sahen, daß es dem Verwundeten schlechtging. Sie wundern-ten sich, daß sie die Schüsse nicht gehört hatten, vielleicht wegen des Windes, der in die Gegenrichtung blies, vielleicht aber auch wegen der angeregten Gespräche mit den angekommenen Fremden. Einer der Soldaten rief beim Überschreiten der Türschwelle: »Gib morgen beim Bürgermeister eine Erklärung ab!« Der Bauer lief sofort zum Gemeindehaus. Kurz nachdem er eingetroffen war, etwa um ein Uhr nachts, stiegen drei Soldaten aus einem kleinen Lastwagen. Einer von ihnen sagte: »Wir haben einen Verwundeten auf dem Wagen.« Auf die Frage, ob ein Arzt benötigt würde, meinte der Deutsche: »Nichts da, verbinden können wir selber.« Der Bauer erkannte den Verwundeten vom Hofe wieder, der aber war so geschwäch-t, daß er das gutmütige Zulächeln nicht erwidern konnte.

Rasch begann das Dorf aufzuwachen. Bald wimmelte es überall von deutschen Fahrzeugen. Der Anschlag auf die Offiziere würde sicher gerächt werden, das wußte man.

Das Dorf wurde bereits am Sonntagmorgen von allen Seiten umstellt. Vom Gemeindehaus aus benachrichtigte ein Oberleutnant die zuständigen Stellen. Morgens zwischen fünf und sechs Uhr wurden in der Nähe des Attentats die Bauern, die zum Melken wollten, angehalten, zum Teil

verhört, aber dann größtenteils wieder freigelassen. Zwischen sieben und acht Uhr näherten sich sowohl von Süden als auch von Osten auf den Hauptwegen deutsche Truppen dem Dorf. Sie waren schon früh auf den Ort zu dirigiert worden; bei der Brücke standen bereits um halb sieben einige Bauern, die aus der umliegenden Gegend zusammengejagt worden waren. Sie durften später wieder nach Hause oder zu den Kühen auf den Wiesen, die kläglich brüllten, weil sie nicht zur gewohnten Zeit gemolken wurden. Schon um neun Uhr stand an der Ecke Betonweg–Harderwijkstraße eine größere Anzahl gefangener Männer. Noch vor dem Gottesdienst wurde das Dorf von drei Seiten völlig abgeschlossen. Im Ort selbst wußte man noch wenig. Die Einwohner hatten kaum eine Ahnung von dem, was in der Nacht vorgefallen war, und sie machten sich, traditionsgetreu wie an jedem Sonntag, auf den Weg zur Kirche. Manche waren etwas unruhig, weil es Gerüchte über eventuelle Razzien schon seit Wochen gegeben hatte.

In der Kirche hatte sich der Kirchenrat vor dem Gottesdienst im Gemeinderaum versammelt. Viele beunruhigende Nachrichten wurden zusammengetragen, und auch hier herrschte der Verdacht, daß eine Razzia unmittelbar bevorstehe. Der Kirchenrat tat diese Befürchtungen nicht einfach als bloße Gerüchte ab, sondern beauftragte einen der Ältesten, allen Männern unter fünfzig zu raten, die Kirche zu verlassen. Die meisten taten es und kehrten schnell nach Hause zurück. Die allgemeine Unruhe steigerte sich nun schnell in der gesamten Bevölkerung, vor allem auch, weil von außen her immer mehr Nachrichten von Schießereien und Verhaftungen durchdrangen und viele Deutsche im Dorf gesehen wurden.

Der Gottesdienst fing pünktlich an und konnte ohne äußere Störungen beendet werden. Der Pastor hatte ein Wort Hoseas gewählt: »Kommt, wir wollen wieder zum Herrn; Er hat uns zerrissen, Er wird uns auch heilen, Er hat uns geschlagen, Er wird uns auch verbinden.«

Über die Begegnung zwischen holländischer Polizei und der deutschen Wehrmacht während der Kirchzeit von zehn bis zwölf Uhr weiß man immer noch nichts Genaues. Sicher ist, daß während dieser Zeit außerhalb des Dorfes alle Zugänge abgesucht wurden und alle, die zufällig den Reichsweg zwischen Nijkerk und dem Dorf benutzten, angehalten worden sind. Männer, Frauen und sogar Kinder, die man von den Bauernhöfen geholt hatte, wurden auf einer Wiese bei der Brücke, in der Nähe des Tatortes, gefangengenommen. Auch die auf dem Weg von Ermelo angetroffenen Männer und Frauen und die in den Wäldern Festgenommenen wurden zusammengetrieben an der Stelle, wo der Reichsweg und die Harderwijkstraße ins Dorf führen. Von einer regelrechten Aktion im Dorf selbst kann zu diesem Zeitpunkt noch nicht gesprochen werden; der Gottesdienst wurde nicht gestört, weil man diese Zeit benutzen wollte, die einheimischen Polizisten für einen Sonderdienst einzuspannen. Versucht wurde außerdem, mit Hilfe einzelner Dorfbewohner, die man dazu für fähig hielt, eine Liste von den wichtigsten Einwohnern der Gemeinde zusammenzustellen, die als Geiseln abgeholt werden könnten, um eventuell als Sühneopfer zu dienen. Beihilflich sind bei dieser Listenaktion einige Männer des Dorfes, die längst als vertraute holländische Nazis bekannt waren.

Sie witterten in dieser Situation ihre Chance, im Mittelpunkt zu stehen und dem verhaßten Nachbarn zu zeigen, wie stark man sei.

Während des Gespräches zwischen dem Ortskommandanten und dem Befehlshaber der Truppen ist der Strick geknotet worden. Immer enger sollte er nun gezogen werden. An alle Kreuzungen wurde Militär beordert, und so konnte kurz vor Mittag, als eben der Gottesdienst beendet war, das Zusammentreiben der Menschen beginnen.

Harro war für eine Woche in den Ort gefahren, hatte sich die Straßen, die Umgebung und vor allem die Menschen vertraut gemacht. Es war verhältnismäßig einfach für ihn, schnell Kontakt zu bekommen, denn der Pastor aus seinem Dorf hatte ihn telefonisch und mit einem langen Brief dem Bürgermeister angekündigt.

Eine Erfahrung machte er schon am ersten Tag: Deutschland war ein Begriff, der vielen Bewohnern immer noch als das schlechthin Verachtenswerte galt. Der Pastor und das kleine Dorf an der dänischen Grenze aber waren andererseits ein Beweis dafür, daß es doch nicht nur das Böse in einem Volk gibt. Dieses Gefühl beruhte zum Teil auf den Erfahrungen, die mancher durch Kontakte mit dem deutschen Dorf gemacht hatte und auf dem starken Gottvertrauen, das ihnen verbot, am Schlechten festzuhalten.

Von vier Familien hatte Harro eine Einladung bekommen, unbedingt bei ihnen zu wohnen. Grüne Bohnen und Apfelmus bedeutete Festessen und eine Ehrung für den Gast. Unaufdringliche Fragen und Hinweise auf das Geschehen im Herbst 1944 vervollkommenen Harros Bild. Rotwein mit holländischem Gebäck und die anschaulichen Erzählungen bis tief in die Nacht hinein warfen Fragen auf und räumten Mißverständnisse aus. Die Angaben über den Überfall und dessen Folge waren knapp und präzise. Die Bauern hatten ihr Leben lang eine gerade Furche gepflügt. Die von der Landschaft am Zuider-See geprägten Bauern und Handwerker redeten in einer klaren Sprache und benutzten keine Füllsel. Es ging immer um den Kern, auch wenn sie sich lieber über etwas lustig machten, als zu philosophieren.

Ein besonderer Zug, der Harro zunächst erschreckte, weil er glaubte, einer fatalen zynischen Haltung zu begegnen, waren Selbstkritik und Selbstironie. Diese Haltung wurde

auch dann noch nicht aufgegeben, wenn es um bedrückende Dinge ging. Oft saß er mit ihnen in der anheimelnden Atmosphäre des Dorfkrugs, der ihn an den Krug hinter dem Deich im »Schimmelreiter« erinnerte.

Die Ausgänge des Dorfes waren jetzt alle gesperrt, wobei am Platz »de Spreng« die dort schon anwesende Gruppe von dreißig Leuten, die unter besonderer Bewachung stand, immer mehr anwuchs. Zur ersten Gruppe gehörte auch der Gemeindeschreiber, der frühmorgens von einer deutschen Patrouille, begleitet von einem holländischen Polizisten, zu Hause verhaftet worden war.

Der Kirchgang war vorüber, die Gewalt eskalierte. Auf dem Garderenser Weg war ein Mann aus Apeldoorn, der seiner Tante einen Besuch abstatten wollte, erschossen worden. Auch in den Nachbargemeinden Huinen, Hell und Bijsteren gab es Tote; um zwölf Uhr war der Garagenbesitzer Dubbeldam an der Südtangente des Dorfes regelrecht wie ein flüchtender Fuchs erlegt worden.

Die Kirchgänger, die das Dorf in alle Richtungen zu ihren Höfen verlassen wollten, wurden zurückgewiesen oder im Gemeindehaus in der Bahnhofsstraße festgehalten. Die Polizei ging von Tür zu Tür und befahl den Leuten, zur Kirche zu gehen. Zur Kirche – ein Wort, das in diesem Ort einen so vertrauten Klang hat, daß an Gefahr und Bedrohung überhaupt nicht gedacht wird. An die Predigt wird gedacht: »Kommt, wir wollen wieder zum Herrn . . .«

Doch dieser Tag hat seine Überraschungen. Überall auf dem Kirchplatz ist Militär anzutreffen, ja, selbst in der Kirche und auf der Empore. Wie bei einer Sternfahrt bewegen sich die Dorfbewohner zum großen Gotteshaus, viele sind verwirrt, andere ängstlich, wieder andere gleichgültig, einige zeigen so etwas wie Heldenmut, der aus der Gewitztheit der Bauern in kritischen Situationen erwächst. Ein

paar der Geretteten haben über die Situation am Morgen und Mittag dieses Tages berichtet:

Im Lagerhaus

Da die ganze Woche schon Gerüchte von vermutlichen Razzien umgingen, ging ich, nachdem ich es mit meiner Frau überlegt hatte, im letzten Augenblick doch nicht in den Gottesdienst. Der Grund war, daß sie mit den beiden kleinen Jungen nicht zu Hause bleiben wollte. Als die Leute aus der Kirche kamen, hörten wir, daß der Pfarrer gesagt hatte, alle Männer sollten die Kirche verlassen. Wir gingen schnell ins Lagerhaus, dort hatten wir ein ausgezeichnetes Versteck. Mein Schwager, der, genau wie mein ältester Sohn aus Arnheim, bei uns untergetaucht war, schlich auch mit hinüber. Zuerst gingen wir noch über den Boden und sahen aus den Luken. Von weitem sahen wir Deutschen und versteckten uns deshalb sofort. Als ich nach einer Weile kurz aus dem Versteck herausschaute, sah ich einen holländischen Schutzmänner die Straße überqueren, er stellte sein Rad an den Zaun und lief hin und her. Meine Frau öffnete das Zimmerfenster, rief den vertrauten Schutzmänner heran und sagte, daß die Männer sich gut versteckt hätten. »Warum«, fragte der Polizist, »die können ruhig wieder zum Vorschein kommen. Wenn die Deutschen nachher die Wohnung durchsuchen und sie dann im Versteck finden, werden sie erschossen. Ruf sie lieber heraus!«

Anne hat uns dann geholt. Eine Weile später kamen die Deutschen. Sie guckten nur eben ins Haus hinein, sie suchten gar nicht, und wir mußten mitgehen. Alle.

Unter der Treppe

Wir wollten essen, aber wir trauten uns heute nicht so recht. Es gab in unserem Café eine Treppe im Saal, die zum Boden führte. Darunter war ein ausgezeichnetes Versteck, unauffindbar. Mein Mann setzte sich auf diese Treppe, ich brachte ihm sein Essen dahin, damit er bei drohender Gefahr sofort verschwinden konnte. Die Mahlzeit verlief unruhig. Wir wußten noch nichts Genaues, sahen aber schon bald Männer unter Bewachung vorbeikommen, auch Autos mit Frauen und Kindern. Ein Schutzmann kam mit der Nachricht: »Alle Männer in die Kirche.« Und gleich darauf sahen wir eine ganze Reihe Männer am Zaun bei Ganszijk stehen, vom Gatter bis zur Pumpe, vom Laden bis zur Kirchstraße. Auf der Treppe vor unserer Eingangstür saß ein Mann, Franz Kuiper aus der Harderwijkstraße. Blut floß auf die Stufen, anscheinend war er angeschossen worden, ein Deutscher stand bei ihm.

Flieh, flieh, die Hunnen kommen!

Ich kehrte bei van Stormbroek ein und blieb zum Essen dort. Schon bald sah ich überall Soldaten, und wir versteckten uns sofort auf einem Boden, der keinen regelrechten Zugang hatte, denn er war nicht ausgebaut worden und wurde deshalb nicht benutzt. Das Versteck war völlig abgeschlossen durch einen großen, altmodischen Schornstein. Wir waren praktisch unauffindbar. Mehrere Stunden saßen wir dort. Die Frauen, die manchmal hinaufschauten, hörten wir sagen, was geschah. Ein Verwundeter wurde davongetragen, Dubbeldam, der niedergeschossen war, wurde weggeholt. Deutsche Kommandos hörte man rufend und schreiend vorüberziehen. Um vier Uhr kamen Soldaten an die Tür und mahnten, zur Kirche zu gehen.

Wer später beim Durchsuchen der Wohnung noch ange troffen würde, dem drohe die Kugel.

Eine schwierige Entscheidung! Gehen oder nicht gehen? Ich wollte nicht, aber der andere Schicksalsgenosse, der über fünfzig Jahre alt war, wollte gehen. Damit der alte Mann nicht in Gefahr geriet, begab ich mich auch auf die Straße.

Der Schutzmänn aus dem benachbarten Olm hielt Wa che bei der Mühle. Auf meine Frage, was nun eigentlich los sei, antwortete er: »Nicht viel Gutes, mehr weiß ich auch nicht.«

Und dann, als ich fragte, ob es besser sei, zur Kirche zu gehen oder nicht, sagte er: »Ja, was soll ich euch sagen, ich weiß auch nicht, was ihr am besten tut.« Ich glaubte heraus zu hören: Unbemerkt zu Hause ein Versteck suchen! Der nächste Polizist hielt mich an: »Sind Sie noch immer unterwegs? Geht in Gottes Namen in die Kirche, sonst passiert ein Unglück!«

Der Mann war sehr erregt und nervös. Sicher meinte er es gut mit uns. Halb fünf war es da. Ich ließ mich von meinem Plan nicht abbringen. Vor meiner Wohnung stand eine Anzahl Frauen und Kinder, die gerade aus der Kirche nach Hause geschickt worden waren. Jetzt zogen wir beiden Männer in dieser Gruppe alle Aufmerksamkeit auf uns. Ein Verschwinden war ausgeschlossen. Wir gingen langsam weiter. Unseren Nachbarn, so hörten wir im Vor beigehen, hatte man aus seinem Versteck im Schweinestall buchstäblich herausgeschossen; so, den Schweinedreck noch an den Kleidern, hatte er sich entschlossen, sich nun doch zu melden. Es gab keinen Ausweg mehr. Ich überredete ihn aber, hinten herumzugehen und sich im Schuppen zu verkriechen. So gingen wir zusammen noch ein kurzes Stück, und gerade, als wir abbiegen wollten, jagte ein deut sches Motorrad um die Ecke.

»Stehenbleiben, zur Kirche.«

Nun war's geschehen, uns fehlte der Mut zu türmen.
Wir wußten schon, wie schnell sie schossen. Da gingen wir
also lieber.

Die Kirchstraße war voller Soldaten, voller Autos. Auf dem Platz vor der Kirche sah es aus wie in einem Militärlager. An allen Ecken standen schnell aufgebaute Maschinengewehre, Stahllärm, wie wir ihn immer mit den Deutschen verbanden, holte uns ein. Der Herbsttag begann immer kälter zu werden.

Wir wurden in die nächste Schule eingewiesen. Als die Tür aufging, waren schon so viele dort, daß einige uns entgegentaumelten.

Wollt ihr nicht noch oben nachsehen?

Wir bemerkten am Sonntagmorgen schon bald, daß nicht alles stimmte. Aus verschiedenen Richtungen hörte man das Schießen rund um unser Dorf, wir glaubten an eine Fallschirmlandung. Überfallwagen mit bewaffneten Deutschen kamen vorbei, und wir hörten das Gerücht von der umzingelten Kirche, aus der niemand mehr herausdurfte. Mein Bruder, der zufällig aus Amersfort zu Besuch war, sagte: »Mir gefällt das nicht, ich verstecke mich auf dem Boden.«

»Gut«, sagte ich, »geh, ich warte erst einmal ab, was weiter geschieht.«

Kurz darauf klingelte es. Ich machte auf, und da standen zwei Deutsche und ein holländischer Polizist vor der Tür. Den letzten kannte ich, es war einer von der motorisierten Polizei. Die drei kamen sofort herein, und einer fragte kurz: »Wie viele Männer im Haus?« Ich sagte: »Nur ich.«

Der Deutsche: »Du mußt zur Kirche gehen und dich melden.« »In Ordnung!« sagte ich, den gleichen Tonfall und die knappe Satzform anwendend wie er, und dachte: »Mal sehen, was ich wirklich tue.«

Die Moffen drehten sich um, wie immer in Eile, als gelte es heute schon wieder, den Krieg zu gewinnen, da rief der holländische Polizist: »Wollt ihr nicht noch oben nachsehen?«

Einer der Deutschen, ich sah es genau, drehte sich zögernd um und sagte: »Ach ja«, und ging die Treppe hinauf. Meine Frau und meine Tante, die inzwischen dazugekommen waren, fragten den Landsmann, was eigentlich los sei. Der sagte: »Ich darf keine Auskunft geben, ich muß nur mitgehen..«

Das war zwischen zwei und drei Uhr. Der Soldat krampelte in der Zwischenzeit oben alles um und fand schließlich meinen Bruder. Er brachte ihn mit nach unten, worauf der Polizist ganz stolz nickte, als ob er sagen wollte: »Hab ich es nicht geahnt!«

Wir wurden beschimpft und in die Kirche mitgenommen.

Tricks

Meiling und ich standen vor dem Haus. Auf einmal pfiffen Kugeln um uns. Ich rannte schnell nach hinten. Die Sonntagskleider ausgezogen und ins Bett. Einen Augenblick später kamen die Deutschen herein:

»Raus!«

»Kann nicht, meine Beine.«

Was mir denn fehle. Ich schlug mit der Hand über die Brust.

»Herz?«

»Ja.«

»Ruhig, ruhig.«

Und sie zogen ab. Ich blieb vorsichtshalber im Bett. Kurz darauf kamen tatsächlich wieder Deutsche. Sie rannen gleich an mein Bett:

»Aufstehen, aufstehen!«

Ich wieder: »Kann nicht!«

Auch sie zogen ab, nicht umsonst hatte ich einmal in Amsterdam Molières Komödie vom eingebildeten Kranken gesehen.

Eine ganze Weile später kamen wieder zwei Deutsche mit einem Polizisten herein.

»Komm, komm, van der B.!«

Ich sagte: »Du weißt doch, daß ich den ganzen Sommer gelegen habe, daß ich überhaupt nichts beschaffte, du weißt, daß Meiling uns bei der Arbeit geholfen hat.«

»Wo sind die Medikamente?«

Meine Frau hatte sich gerade welche verschreiben lassen, ich hatte schon seit Jahren keine. Sie holte zwei Fläschchen. Der Deutsche schaute aufs Datum und murmelte: »Kann hinkommen.«

Er klopfte mir auf die Schulter: »Eine Notfahne aus dem Fenster hängen, liegenbleiben!«

Und sie zogen ab. Mein Nachbar Meiling? Der mußte mitgehen.

»In zwei Stunden bist du wieder zurück«, sagte der Polizist.

Er ist nie zurückgekommen.

»Klasse, Blattschuß!«

Die gesamte männliche Bevölkerung Apeldoorns sollte sich am Freitag, dem 29. September, registrieren lassen. Niemand ging aber zum befohlenen Ort, und so warteten wir auf eine Razzia. Mein Freund Rippling und ich beschlossen deshalb, bei der Verwandtschaft im Dorf unterzutauchen.

Wir kamen am Sonnabend um fünf Uhr nachmittags dort an und logierten in Kees Schuts Pension »In den Den-

nen«. Am Sonntagmorgen wollten wir weiter zu meinen Eltern auf den Bauernhof gehen. Wir gingen über den Kiesweg in Richtung Garderenser Weg. Wir wußten von allem noch nichts, sahen aber Moffen im Wald. Auf einmal schossen zwei von ihnen, und mein Freund sagte: »Ich bin getroffen.«

Er fiel hin, ich lag auch gleich daneben und sah aus dem Wald viele Deutsche auf uns zukommen. Man befahl mir aufzustehen, ein Gewehrlauf wurde mir auf die Brust gesetzt, und dann sollte ich sagen, wohin der dritte Mann geflüchtet sei. Ich hatte gar keinen dritten Mann gesehen. Einen jungen SS-Mann hörte ich währenddessen sagen: »Klasse, Blattschuß!«

Rippling starb schnell.

Inzwischen war der alte van der Brug dazugekommen, und wir wurden zur Kreuzung des Garderenser Wegs–Neuer Weg gebracht, von dort aus zur Ecke Reichsweg–Harderwijker Straße. Wir wurden abgesondert, es standen dort etwa zweihundert Männer, aber wir blieben allein. Schon bald kamen einzelne hinzu, zum Beispiel der Sohn von Willemsen aus dem Bossteeg und Eilert von Loosenort aus der Bäckerstraße, bis wir schließlich sechs Mann waren. Uns wurde gesagt: »Wenn ihr zwölf seid, werdet ihr erschossen, noch lohnt es sich nicht.«

Wir warteten in dieser verfluchten Situation längere Zeit. Später wurden wir im Dorf zur Scheune von Gerrit van Dam getrieben. Unser Gruppchen wurde immer größer, bald waren wir fünfzehn Männer, alle in der Erwartung, erschossen zu werden.

Es dämmerte allmählich an diesem tristen Herbsttag. Wir standen immer noch an der Scheune, bis wir dreißig Mann waren. Dann wurden wir zur Eierhalle weggeführt und dort eingeschlossen. Wir durften nicht miteinander sprechen.

Aus Apeldoorn war ich geflüchtet und wollte mit einer List hier untertauchen. Wie man es macht, ist es verkehrt!

Wie Janz van den Bor starb

Am Sonntagmorgen vernahm ich, daß eine Razzia geplant sei. Zuerst warnte ich meinen jüngsten Bruder und dann den älteren in Bijsteren. Von dort lief ich quer durch Huinen, als die Moffen anfingen zu schießen. Ich versteckte mich schnell hinter ein paar Sträuchern und habe da wohl an die drei Stunden gelegen. Zwischendurch war ich noch schnell bei van den Bor in Halvinkhuizen, um ihn zu warnen, machte mich dann aber schnell wieder hinter die Sträucher. Inzwischen waren die Söhne van den Bors dazugekommen. Auf einmal, ohne daß wir etwas davon bemerkten, stand auf keine drei Meter Entfernung von uns ein Mof, er schoß über unsere Köpfe in unsere Richtung. Wir rutschten vor Angst in den nahe gelegenen Graben, als er uns bedeutete aufzustehen. Janz van den Bor stand nicht gleich auf, blieb einen Augenblick liegen, nur ein paar Atemzüge, aber der Mof schoß sofort, und der Junge wurde getroffen. Wir mußten ihn herausheben, der Schuß hatte ihn quer durch den Kopf getroffen. Bis zu seiner Wohnung waren es zwanzig Meter, nicht sehr weit. Der Mof befahl uns, ihn dorthin zu bringen. Er war sehr ruhig. Er war ein junger Kerl. Höchstens zwanzig Jahre alt, wie Janz van den Bor.

Wir haben den Toten in die Scheune gelegt und mußten dann mit dem Mof ins Dorf in die Kirche.

Hendrikas Ende

Wir saßen schon den ganzen Morgen im Wald, als wir Hendrika v. B. vorbeikommen sahen. Wir fragten sie, ob sie auch Deutsche gesehen habe.

»Paßt bloß auf«, sagte sie, »ich will gerade K. warnen, die sind wieder dabei, Menschen zu jagen.«

Nun, das wußten wir und paßten um so besser auf. Wir sprachen stundenlang nicht und bekamen allmählich einen tüchtigen Hunger, morgens waren wir ohne Frühstück aus den Häusern gerannt. Es mußte jetzt etwa zwölf Uhr sein. Ich dachte, daß es bei Hendrika bestimmt etwas zu essen gäbe, und ging, um nachzuschauen. Tatsächlich wurde das Essen gerade aufgetragen, und mein Kamerad und ich durften ordentlich zufassen. Währenddessen kam K., den Hendrika gewarnt hatte, auch herein, aber er wollte nichts essen. Er ging sofort nach oben und versteckte sich im Gebälk. Diese Furcht gab uns zu denken, wir ließen große Reste auf dem Teller zurück, um so schnell wie möglich zu den Sträuchern zurückzugelangen. Kaum waren wir da, hörten wir einen Schuß, er kam aus der Richtung von Hendrikas Haus. In einiger Entfernung standen ein paar Soldaten auf der Straße. Auch bei v. B.s vor deren Wohnung. Wir duckten uns noch tiefer. Als wir kurz darauf hinausschauten, sahen wir die Deutschen zu viert auf der Straße stehen, und hinter dem Haus v. B. schien man etwas wegzu tragen. Sobald die Moffen außer Sicht waren, liefen wir zu dem Grundstück. Hendrika war erschossen. Ein paar Deutsche waren gekommen, ihren Vater, der nicht mehr gut zu Fuß war, abzuholen. Sie hatte sich dagegen aufgelehnt und sollte deshalb selbst zur Wache.

»Sie wollte noch schnell ins Schlafzimmer, um einen Mantel anzuziehen, wie ich ihr geraten hatte«, berichtete die Mutter, »aber im Schlafzimmer stand ein Fenster auf, durch das sie wahrscheinlich nach draußen steigen wollte, wobei die Deutschen sie gesehen haben müssen. Die haben sie bei dem Fluchtversuch niedergeschossen. Sie war vornüber gefallen und hatte einen seitlichen Kopfschuß, sie war sofort tot.«

Das alles ist mir nicht geheuer

Schon früh war es unruhig hier in der Umgebung, und gegen halb zehn warnte man mich, daß etwas faul sei. Schüsse waren zu hören, und mehr Moffen als gewöhnlich waren zu sehen. Wir hatten das Haus voll: vier jüdische Frauen und ein jüdischer Mann, ein anderer Mann, der hier mit Frau und Kind untergetaucht war, ein älteres Ehepaar aus Soesterberg, nahe dem Flugplatz, das dem Bombenangriff auszuweichen versuchte, mein Schwiegersohn mit Frau und Kind, ein 48jähriger Bruder meiner Frau. Wir saßen wie eingepfercht.

Ich wollte mich einmal umsehen, um zu erkunden, was eigentlich los sei. Darum ging ich den Garderenser Weg entlang und bog in die Kirchstraße ein. Aber dann kam ich in die Dorfstraße zur Scheune von Gerrit van Dam, und da sah ich auf einmal ein Gewimmel von Moffen. Ich lief schnell in den Stall hinter eine Kutsche, der Schreck saß mir in allen Gliedern, und ich wartete, bis es wieder ruhig war, und lief zurück über die Kreuzung Garderenser Weg–Neuer Weg. Da stand ein Maschinengewehr, gerade unter der Laterne, die Munition daneben. Eine Anzahl neugieriger Bürger sah den Soldaten beim Hantieren mit der Waffe zu. Das alles war mir nicht geheuer. Im Weitergehen wechselte ich noch ein paar Worte mit Simon V. und sah, daß einige Männer weggeführt wurden. Ich sah auch Männer, die eine Leiter trugen, eine graue Decke war darüber geworfen. Ein Toter oder Verwundeter, da war etwas faul, das wurde mir mehr und mehr klar. Zu Hause erzählte ich, was ich gesehen hatte und mahnte zu noch größerer Vorsicht.

Mein Schwager war inzwischen zum Nachbarn Wijtsma gegangen; die Familie war in der Kirche, aber es befanden sich drei Jungen im Haus, die sich versteckt hatten. Sie hockten artig in ihrem Versteck, ohne zu verstehen, was vor sich ging.

Ich begann mich zu rasieren, als auf einmal die Haustür aufgerissen wurde und Moffen einfach an mir vorbeiliefen und das Haus durchsuchten. Eine jüdische Frau lag krank im Bett. Sie nahmen niemanden mit. »Ein Glück«, sagten wir und gingen auf die Veranda.

Das Glück an diesem Tag war trügerisch. Auf einmal kam Roel Reijers aus der Voorthäuser Straße den Prinz-Hendrik-Weg hinunter und lief an unserem Haus vorbei. Ich rief ihm nach: »Mann, lauf nicht weiter, es ist gefährlich!«

Aber ich hatte noch nicht ausgesprochen, als wir einen Moffen auf Reijers Zielen sahen. Wir zogen uns ins Zimmer zurück. Zwei Soldaten kamen ans Fenster und bedeuteten uns herauszukommen, wir sollten den Angeschossenen ins Haus holen. Er hatte einen Schuß ins Schienbein bekommen. Meine Frau ging in Begleitung eines Soldaten hinaus, um einen Arzt zu holen. Sie kamen aber ohne einen zurück. Nichts lief normal an diesem Tag, und wir verbanden Reijers notdürftig.

Um vier Uhr kam die Nachricht: Alle zur Kirche!

Ich war krank und völlig fertig. Der eine Untergetauchte sagte: »Laß mich nur gehen, ich bin Amsterdamer, mich wollen sie dort doch nicht haben.«

Aber mein Schwager erwiderte: »Ich bin sechsundvierzig Jahre, mir tun sie bestimmt nichts. Bleib du hier und paß auf die Frauen auf.«

Troost, mein Schwager, also der, der zur Kirche ging, kam nie wieder.

Ein Tag, den man nie vergißt

Nach einer anstrengenden Woche, in der die ersten fünf-hundert Evakuierten aus Arnheim hierher gebracht worden waren, folgte ein ruhiger, schöner Septemberabend.

Ohne das beklemmende Gefühl, daß bei Arnheim die Sache für uns schiefgelaufen war, hätten wir die Natur in all ihrer frühherbstlichen Pracht genossen, an diesem Tage aber nicht.

Kurz vor acht Uhr warnte mich ein Mitbewohner. Er hatte gehört, daß am nächsten Morgen eine Razzia stattfände, und man sollte vor allem den jungen Männern davon abraten, zur Kirche zu gehen, was von dieser Altersgruppe ohnehin nur wenige noch taten. Da ich über vierzig Jahre alt war, ging ich zur Kirche, ließ mich aber von dem Kirchenältesten dazu überreden, gleich wieder nach Hause zu gehen.

Im Dorf wurde es immer unruhiger. Autos mit deutscher Kriegsausrüstung erschienen, und holländische Polizisten gaben bekannt, daß sich niemand auf die Straße begeben dürfe. Ab und zu war ein beängstigendes Schießen zu hören. Einige Zivilisten, von Deutschen begleitet, begaben sich in Richtung Kirche. Ich verabredete mit meiner Frau und den bei mir einquartierten Evakuierten, man solle mich verleugnen, wenn die Deutschen kämen. Ich wollte mein Versteck richten, das ich schon vor ein paar Jahren vorbereitet hatte, als meine Frau durch die Küchentür rief: »Man hat deutsche Offiziere erschossen, alle Männer unter fünfzig werden liquidiert. Dubbeldam ist schon tot!«

Niemals wollte ich in deutsche Hände geraten, niemals! Es dauerte nicht lange, als an der Vordertür fünf Deutsche standen: »Alle in die Kirche, gleich kommen wir zurück und kontrollieren. Wenn dann noch jemand im Hause ist, wird er erschossen und das Haus in Brand gesteckt.« Ich war inzwischen in meinem Vesteck verschwunden. Nachdem die Moffen weg waren, kam ich heraus und sagte meiner Frau: »Geht ihr ruhig in die Kirche, Frauen und Kindern werden selbst diese Barbaren nichts antun, ich will versuchen, nach Moolenbeek zu gehen.«

Sofort verließ ich das Haus, überblickte kurz die Lage

und stellte fest, daß es nicht möglich war, über den Neuen Weg zu gehen. Darum überlegte ich, ob ich in den Garten von Dewith kriechen sollte, dann entschloß ich mich aber, in eines der großen Häuser am Koestweg zu gehen, wo ein Cousin von mir wohnte. Dort stand ein alter Schuppen. Ich lief an der Hecke der Gasse vorüber und hatte noch keine zwanzig Meter zurückgelegt, als aus dem Garten des Pastorats gerufen wurde: »Halt, stehenbleiben!«

Gleich darauf folgten zwei Schüsse. Was nützte da Stehenbleiben! »Nicht in ihre Hände«, sagte ich mir immer wieder, und ich rannte gehetzt weiter. Kaum hatte ich mich in dem alten Schuppen auf einem kleinen Dachboden hinter einigen Garben Stroh versteckt, als ich in kürzester Entfernung durch die Dachluken Moffen mit Maschinenpistolen im Anschlag mehrere Leute aus den Wohnungen treiben sah. Ehe die Menschen mitgingen, hatten sie noch weiße Laken aus den Fenstern gehängt. Eine Verzweiflungstat, die zu nichts mehr nutze war. Ich zermarterte mein Hirn, was weiter zu machen sei. Ob man die Häuser tatsächlich noch einmal durchsuchen und dann anzünden würde? Auch im Schuppen fand ich es nicht mehr sicher. Durch die Hintertür schaute ich nach draußen, dort sah ich eine frisch ausgehobene Kartoffelkuhle, bereit, die Ernte dieses Jahres aufzunehmen. Ein Haufen trockenes Stroh lag daneben. Augenblicklich war mein Entschluß gefaßt. Feuersicher, praktisch unauffindbar und bombensicher – meine Kuhle. Ohne Zögern begab ich mich hinein, zog Laub und Stroh über mich und wartete ab. Über sieben Stunden habe ich so verbracht. Als es im Dorf allmählich ruhiger wurde, entschloß ich mich, kriechend wegzukommen. Es wurde leider nicht dunkel, ausgerechnet heute war wieder eine Vollmondnacht. Nur hin und wieder spendeten Wolken ein wenig Nachtschatten.

In der Kuhle hatte ich ungefähr ausgemacht, wohin ich mich wenden wollte, und so leitete ich meinen »Kriech-

zug« ein. Bald lag ich im Neuen Weg, und als niemand vorbeikam, überquerte ich zweimal robbend die Straße. Jede hohe Seite, jede Kante, jeder kleine Graben wurde von mir als Schutz ausgenutzt. Kriegsausbildung braucht man nicht, wenn man in Nöten ist! So erreichte ich nach einiger Zeit die ersten höheren Sträucher von Strombroek. Von hier aus ging ich zu Abel van Winkoop. Es war schon spät, als ich ankam. Durch eine Ritze in der Luke sah ich Lichtschimmer und konnte auch unseren Tierarzt dort sitzen sehen. Im Nu war ich drinnen. Jeder wird verstehen, daß ich zuerst herzlich ausgelacht wurde wegen meines Äußeren. Nachdem ich mich gründlich gewaschen und ein paar kräftige Schnitten Brot mit Käse zu mir genommen hatte, versteckten wir uns alle zunächst in den Sträuchern und in der zweiten Nachhälfte in einem wärmenden Heuschober.

Von einem einheimischen Polizisten, der am nächsten Morgen vorbeikam und uns, ohne eine Miene zu verzehren, vorwarf, daß wir uns nicht gemeldet hätten, hörten wir, wie es unten im Dorf zuging.

Mittags um drei Uhr kamen die ersten Flüchtlinge, die berichteten, daß das Dorf abgebrannt würde. Eine bittere Nachricht, aber was sollten wir tun in unserer Hilflosigkeit, verhindern konnten wir es nicht. Wir wußten schon lange, daß die Deutschen zu vielem imstande waren, aber daß sie vorhatten, das Dorf niederzubrennen, wollte uns trotzdem nicht in den Kopf. –

Wenn ich mit meinen Kindern spazierengehe, zeige ich ihnen die Stellen, wo ich entlangekrochen bin und wo ich gelegen habe. Und manchmal suche ich jetzt noch nach Stellen, wo ich mich damals hätte besser verstecken können.

An noch etwas anderes, Entscheidendes, erinnere ich mich. Van Winkoop bat an jenem Morgen, nachdem ich aus der Kartoffelkuhle geflohen war, daß nach der Mahlzeit aus der Bibel gelesen werden solle. Wir meinten, nichts

Passenderes zu finden als den 91. Psalm: »Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.« Er bewahrte uns. Wir, die wir gerettet wurden, müssen dies stets vor Augen haben, denn was unterschied uns von unseren Familienmitgliedern, Freunden und Landsleuten, die den Weg in den Tod gingen?

Der Rundumschlag

Am 1. Oktober 1944 verließ ich um halb acht Amersfort, um meine Mutter in Hadewijk zu besuchen, und um bei ihr Lebensmittel abzuholen, die es in der Stadt nicht mehr gab, in Amersfort war schon lange Schmalhans Küchenmeister.

Es regnete, als ich mit dem Rad abfuhr, wurde dann aber trocken und klarer während der Fahrt. Ich erfreute mich an diesem Herbsttag und an dem Gedanken, endlich wieder einmal richtig essen zu können. Als ich an die Oldenaller Brücke kam, hielt mich ein SSler an, der mitten auf der Brücke stand. Daneben lag ein von Kugeln durchsiebtes Auto. Nachdem ich meinen Ausweis gezeigt hatte, ließ er mich passieren. Als ich auf den Betonweg ins Dorf gelangte, begegneten mir Hunderte von Soldaten, die aber keine Kontrollen durchführten.

Gegen vier Uhr nachmittags wollte ich wieder nach Hause radeln, die Radtaschen voller Kostbarkeiten. Aber es dauerte nicht lange, bis mich Soldaten anhielten und fragten, wohin ich wolle.

»Nach Amersfort.«

»Benutzen Sie den Alten Weg!«

Auf der Fahrt sah ich weiße Laken aus den Fenstern hängen. Ich wußte noch nicht genau, was das bedeutete. Als ich aber an die Kirche kam, die aufgebrachte Menschen-

menge sah, und daß es von Moffen nur so wimmelte, ahnte ich Böses. Ich wurde angeschnauzt: »Absteigen!« und von einem Mof, mit dem Gewehr im Rücken, zur Schule getrieben. Begann jetzt ein Rundumschlag, hatten sie in ihrer Gier im Dorf noch nicht genug Opfer und Schuldige gefunden? Mein Rad wurde an die Scheune hinter der Schule angelehnt, mein Regenmantel und die gefüllten Gepäcktaschen hingen noch daran.

Als nachts der Vollmond schien, konnte ich durch die Toilettenfenster sehen, wie die Moffen die Räder plünderten. Die Taschen wurden geöffnet, Eier, Milch, alles, was darinnen war, holten sie heraus. Meine Fragen wegen der Rückkehr in meine Stadt wurden nicht beantwortet.

Vater und Sohn Quist aus Epe bestiegen am Sonntagmorgen wohlgemut ihre Räder, um der Mutter in Amsterdam Lebensmittel zu bringen. Zusammen mit zwei jungen Mädchen fuhren sie mit den schwerbeladenen Rädern durch das Dorf, von wo sie über den Reichsweg nach Nijkerk Kurs auf Amsterdam nehmen wollten. Es war noch still im Dorf. Der Postweg lag verlassen, und die Menschen bereiteten sich in den Häusern zum Kirchgang vor. Bei der Gasfabrik kamen die vier auf den Großen Weg und passierten die Schranken bei Bijsteren. Aus der Ferne schien eine Kolonne Deutscher näher zu kommen, deshalb bogen sie in eine Landstraße ein, die nach einigen Kilometern wieder auf den Reichsweg führte. Aus einer Thermosflasche nahmen sie einen warmen Schluck Kaffee, sie wollten aber nicht verweilen, da die Mutter in Amsterdam nicht zu lange auf die Überraschungen aus dem Dorfe warten sollte. Sie fuhren nach einer Viertelstunde Rast weiter. Kaum waren sie wieder unterwegs, als sie auf ein deutsches Auto stießen. Man befahl ihnen abzusteigen. »Tut so, als ob etwas an eurem Rad nicht in Ordnung ist«, flüsterte der Alte den Mädchen zu.

Im Auto achtete man nicht auf die jungen Mädchen, die Männer dirigierte man bis kurz über die Brücke. Dort stand ein deutscher Posten, anscheinend, um die Leute abzufangen, die hier vorbeikamen. Die beiden mußten sich auf die nahe gelegene Wiese begeben, wo schon andere Männer standen. Die Mädchen fuhren fort, noch einmal auf die beiden mit ängstlichem Blick zurückschauend. Nach vier Stunden kam der Befehl: »Ab ins Dorf.« Die Räder durften mitgenommen werden.

Nicht nach Amsterdam? – Nie mehr? Nie mehr.

Die Schultür ging auf, sie wurden hineingetrieben.

Draußen hörten sie das Knallen der Stiefel auf den Pflastersteinen.

Wir spielen erst einmal Domino

Van Linden war auf Besuch im Dorf. Jahrelang hatte er in Mönchengladbach in einer deutschen Expeditionsfirma als Fahrer gearbeitet. Auf dem Weg zu einer Bekannten hörte er am Sonntagmorgen, daß auf deutsche Offiziere geschossen worden sei. Die Bekannte sah ihn durch das geöffnete Fenster und rief ihm entgegen, daß er die Straße verlassen solle, denn sie habe Schüsse gehört. Van Linden betrat das Haus und sagte, daß alles wohl nicht so schlimm sei, er kenne die Deutschen: »Säbelrasseln bedeutet nicht viel.«

»Es ist besser, du verstckst dich gleich unter dem Bett.«

»Erst mal spielen wir Domino.«

»Na, wenn du meinst, du kennst ja die Deutschen.«

»Wenn wir aber spielen, dann um zehn Cent Einsatz pro Spiel, sonst ist es zu langweilig.«

Sicherheitshalber, und vielleicht über ihre eigene Courage überrascht, schloß die Frau die Fenster und begann zu spielen.

Das Dominospiel dauerte nicht lange. Ein donnerndes Klopfen an die Fenster schreckte die beiden auf: »Ist hier ein Mann im Haus?«

»Ja«, war alles, was die verängstigte Frau sagen konnte.

Van Linden wurde mitgenommen.

»In einer Viertelstunde sind Sie wieder zurück, Sie können dann weiterspielen.«

»Siehst du, alles halb so schlimm.«

Ohne Mantel ging van Linden mit.